

Zeitschrift: Film und Radio mit Fernsehen
Herausgeber: Schweizerischer protestantischer Film- und Radioverband
Band: 19 (1967)
Heft: 8

Rubrik: Blick auf die Leinwand

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BLICK AUF DIE LEINWAND

Vier Uhr morgens

(Four in the morning)

Produktion: England 1964

Regie: Anthony Simmons

Besetzung: Ann Lynn, Brian Phelan, Judi Dench,

Norman Rodway

Verleih: Columbus

FH. Dieser 1965 in Locarno gelaufene Film hat uns schon damals aufhorchen lassen. Er wurde als Werk «junger, englischer Filmschaffender» angekündigt, was nicht stimmt: die Beteiligten stehen alle schon tief in den Vierziger Jahren. Doch wurden hier konsequent und mit tiefem Einfühlungsvermögen Grundsätze der Gestaltung angewandt, die gewiss nicht neu sind, aber dadurch ihre künstlerische Bedeutung erweisen. Ein angenehmer Film im alltäglichen Sinn ist dabei nicht entstanden, was die Ursache dafür sein mag, dass er erst jetzt in die Kinos kommt, aber ein wesentlicher.

Ursprünglich war nur die Schilderung eines grauen, englischen Morgens an der Londoner Themse beabsichtigt. Doch zeigte sich schnell, dass der Stoff Geschichten enthielt — man brauchte bloss etwas aufmerksam hinzuschauen. Und das hat Anthony Simmons denn auch getan. Er verfügt über eine Beobachtungsgabe, der keine wesentliche Einzelheit entgeht. Dabei bleibt er seinen Feststellungen treu, so dass der Film den Eindruck grösster Lebensechtheit hinterlässt.

Allerdings ist die Lebenswahrheit, die uns hier verkündet wird, pessimistisch (was zwar in gewissen Kreisen grosse Mode ist, wenn auch praktisch sehr wohlgelebt wird). In der Pressekonferenz in Locarno hat Simmons zwar bestritten, einen pessimistischen Film beabsichtigt zu haben; es sei ihnen nur um «eine Schnitte Leben», eine lebensechte Darstellung dreier Schicksale an einem Londoner Morgen gegangen.

Die erste Episode schildert mit einer fast atemraubenden Intensität die amtliche Behandlung einer ans Ufer gespülten Leiche einer Selbstmörderin. Sie hat den Lebenskampf aufgegeben, hatte offenbar niemanden, mit dem sie innerlich verbunden war. Die zweite Geschichte lässt sich besser an: zwei junge Leute scheinen eine Neigung zueinander zu empfinden, doch stellen sich rasch gegenteilige Empfindungen ein, es zeigt sich, dass der innere Kontakt fehlt, das Mädchen sehnt sich nach Liebe ohne physische Berührung, was der Mann, von seinem bisherigen Leben enttäuscht, nicht verstehen kann. Sie trennen sich deprimiert, es war nicht möglich, innere Gemeinsamkeit zu finden.

In der dritten Episode endlich war sie einmal da. Sie ist jedoch verschwunden, denn die Frau fühlt sich nur noch als Dienstmädchen des Mannes, und er fühlt sich durch ihre Versuche, einen Teil seines Selbst zu beschlagnahmen, bedroht und bedrängt. Die Frau, aufgeregt durch das nicht endenwollende Geschrei ihres zahnenden Kindes, macht dem mit einem Zechgenossen angetrunken heimkehrenden Mann Vorwürfe, und der Streit ist da. Kann die innere Gemeinschaft wieder gefunden werden, oder bleibt nur Resignation? Der Film deutet auf die letztere Lösung.

Neben der intensiven, grauen, trüben Atmosphäre aller drei Geschichten ist es besonders ihr gemeinsames Kreisen um das Problem der inneren Gemeinschaft, der mangelnden Kommunikation, der Einsamkeit des Menschen, das sie zusammenhält.

Die Verwandtschaft mit Antonioni ist augenfällig. Aber wie schon bei ihm, müssen wir auch hier wieder festhalten, dass die Konflikte selbstverschuldet sind. Keiner der



Das gequälte Ehepaar, dessen Gemeinschaft zerbrochen ist, mit einem Freund im Morgengrauen im Film «4 Uhr morgens».

Beteiligten ist bereit, ein Stück von sich selbst zu opfern, sich in Liebe dem Andern zuzuwenden, um ihm selbstvergessen zu helfen, wie echte Liebe es erfordert. Sie verfolgen alle nur ihre sehr persönlichen Wünsche ohne Rücksicht auf den Partner, ohne ihn auch nur zu verstehen zu versuchen. Wer andern hilft, ist nie allein. Es ist die alte Geschichte, die so viel Liebe und so viele Ehen zerstört, weil niemand mehr Opfer bringen will.

Insofern entbehrt die Substanz des Films nicht einer gewissen Banalität. Trotz der fast erschütternden Genauigkeit ist sie in einem höhern Sinne unwahr. Der Film will uns glauben machen, dass das die wirkliche Lebenswahrheit sei, verschweigt aber, dass in jenen Morgenstunden auch am trüben Strand der Themse unzählige glückliche Paare in innerer Gemeinschaft, die bis zum Tode anhält, bereit zu jedem Opfer, für einander leben.

Allerdings braucht es einiges Mitdenken, um das Problem in den richtigen Proportionen zu sehen. Die Gestaltung ist nämlich hervorragend und verführerisch überzeugend. Junge, unbekannte Schauspieler haben sich mit Verve ihren Rollen hingegeben, und Simmons ist ein gewiefter Dokumentarfilmer. Für denkende Menschen ein lehrreicher Film.

Der Chef schickt seinen besten Mann (Requiem per un agente secreto)

Produktion: Italien 1966

Regie: Sergio Sollima

Besetzung: Peter van Eyck, Stewart Granger, Daniela

Bianchi, Georgia Moll

Verleih: Ideal

CS. Diesmal geht es nicht um eine mit Elektronensirup gefüllte hot water bottle, deren Besitz die absolute Welt-herrschaft garantiert; diesmal geht es in Tanger um alte Rechnungen, die zu beglichen sind. In einer Villa sitzt Peter van Eyck, einen jungen Killer neben sich, und um diese beiden häufen sich die Leichen. Das geht so eine ganze hübsche Zeit, bis einem Chef irgendwo die Geduld reisst. Stewart Granger, lässig und souverän, mit Silbersträhnen links und rechts über dem Ohrchen, entkriecht dann als bester Mann dem Leib der Caravelle, und nun hebt ein lebhaftes Gerangel in farbigem Scope an.

Geschickt weiss Sergio Sollima das Inventar der Agentenfilme zu inszenieren. Als neuartig kann die Stripteaseuse empfunden werden, auf deren Leib ein Stierkampf projiziert wird. Vielleicht ist das die Mode von übermorgen. Im übrigen schlägt man sich in Seitengassen, es wird telefoniert und eifrig Karte geschlagen, und dann und wann sieht man ein wirklich gutes Minarett aus dem Mittelalter. Nach einem Hin und Her erscheint Daniela Bianchi, blond und bestens unbegabt, doch schiesst sie sich bald in den Rücken, und dann erscheint Georgia Moll. Diese Dame ist physiognomisch und auch sonst viel einnehmender, gibt sich sehr zurückhaltend, was angenehm auffällt. Die Ereignisse überstürzen sich nicht, doch bleiben sie im Fluss, und langsam, langsam gerät der alte Nazi immer mehr in Schwierigkeiten. Nach dem Auschwitzprinzip schiebt ihn Granger fast in einen Ofen, dann geht eine Jacht in die Luft, und der junge Killer hackt jeden nieder, bis ihn der beste Mann des Chefs in einem Flugzeughangar erwischt. Na ja, hier siegt dann die totale Gerechtigkeit, und ein roter Sportwagen entführt ein junges Glück. Vielleicht ist das Ganze nicht eben sehr originell, aber es unterhält gut. Wenn man so will.

Die Russen kommen (The Russians are coming)

Produktion: USA 1966

Regie: Norman Jewison

Besetzung: Carl Reiner, Eva Maria Saint, Alan Arkin

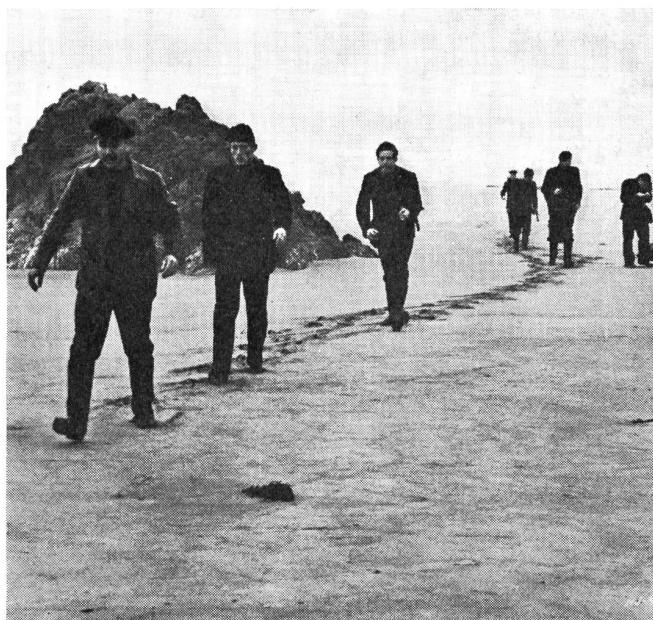
Verleih: Unartisco

ms. Der Film beginnt mit einem köstlichen Einfall: Der Kapitän eines russischen Unterseebootes, das entlang der amerikanischen Küste manövriert, ist geplagt von der Neugierde, den ihm unbekannten Kontinent aus der Nähe anzuschauen. Fasziniert starrt er auf die Küste, durch das Periskop, immer näher fährt er heran, und das Boot strandet. Aber wie weiland Kolumbus entdeckt er nicht das Festland, sondern eine vorgelagerte Insel. Dennoch schickt er, unterm Kommando eines Leutnants, eine Schar Männer aus, ein starkes Motorboot zu requirieren, mit dem er sein Kriegsschiff wieder flott zu machen hofft. Und nun beginnen die Abenteuer.

Norman Jewison hat den Film nach einem Drehbuch von William Rose inszeniert. Jewison ist ein Mann, der das Regiehandwerk zwar versteht, aber mit der Parodie nicht ganz zu Rande kommt. Die Gags, so geistreich sie im einzelnen sind, werden zu Episoden ausgedehnt und als solche durchgespielt. Das nimmt dem Film auf weite Strecken das Tempo und damit auch den Witz; das Tempo sollte den Katalysator der Verfremdung spielen. Dabei sind die komischen und persiflierenden Einfälle meistens köstlich: der Schriftsteller, der aus einer Laune des Nonkonformismus heraus den Ankömmlingen sogleich die Hand reicht, ist eine ebenso satirisch betrachtete Figur wie der ehemalige Offizier mit der Mütze der American Legion, der sogleich die Bürgerwehr organisiert, bramarbasierend Pläne schmiedet und zur Rettung Amerikas aufruft. Dazwischen steht der Sheriff der Insel, als Figur insofern parodiert, als er als eine Mischung von John Wayne und James Cagney auftritt. Und auf der Gegenseite ist der Kapitän karikiert, der etwa das Image eines Chruschtschew darstellt, einen Polterer, dessen zwischen Gutmütigkeit und Drohung wechselndem Temperament man nicht recht trauen kann. Die Figuren sind, alles in allem gesehen, auf einfachste Klischees zugeschnitten. Dass sie dennoch wirken, ist weitgehend ihren Darstellern zu danken.

Die Einfälle und Situationen reihen sich in bunter Folge aneinander. Die Inselbewohner rüsten sich als Bürgerwehr aus und dröhnen demokratische Slogans, die Russen bewegen sich in der Guerillataktik durchs Gebäude, kein anderes Ziel vor Augen, als ein geeignetes Motorboot zu kapern. Sie sind geschickte Taktiker, tragen das Bild des Schreckens vor sich her, aber letzten Endes sind sie alle, auch der mit Vergeltung dräuende Kapitän, liebe Kerle, die zu ihrem eigenen Erstaunen merken, dass die Kapitalisten und Amerikaner ihrerseits so bösartig nicht sind. Der grösste Teil der Persiflage ist den Amerikanern zugehalten; der Film ist vor allem Selbstpersiflage, mokiert sich über die Bürgerwehrstrammheit. Das Ende bringt die Verbrüderung. Das russische Unterseeboot wird bei der Ausfahrt von amerikanischen Fischerbooten, Schaluppen und Jachten eskortiert, damit den Fremden, die nichts Böses wollten, nichts geschehe, nachdem die Air Force alarmiert worden ist.

Nach dem Zeitpunkt seiner Entstehung — im Jahre 1966 — gehört der Film in die Politik der Entspannung. Ein Entspannungsfilm aber ist er eigentlich nicht; vielmehr manipuliert er, und stellenweise nicht einmal sehr humoristisch, bereitliegende Handlungsklischees, wie man sie aus früheren Filmen kennt, die komödiantisch zwei feindliche Gruppen ins Spiel bringen. Es fehlt nicht ein bisschen Romantik und Liebeständelei zwischen hüben und drüben, und das Ganze geht aus in der ebenso banalen wie richtigen Feststellung, dass wir alle Menschen sind, einander gern haben sollten. Für den inneramerikanischen Gebrauch wird etwas Selbtkritik und Selbstbesinnlichkeit serviert. Einzelheiten sind umwerfend komisch, oder wären es, wenn sie nicht allzu sehr ausgesponnen worden wären. Dennoch hat man seinen Spass und kann jene (vor allem deutschen) Kritiker nicht begreifen, die triefend ernst behaupten, ein so ernstes Problem wie den russisch-amerikanischen Gegensatz könne man nicht zum Gegenstand einer Komödie machen.



«Die Russen kommen», eine nicht in allen Teilen geglückte amerikanische Selbtpersiflage.

Vermisst: Unser Mann Quiller

(The Quiller-Memorandum)

Produktion: London

Regie: Michael Anderson

Besetzung: George Segal, Alec Guinness, Max v. Sydow,

George Sanders

Verleih: Park

FH. Der Film wird in verschiedenen Versionen gespielt, in einer mehr politischen mit leicht anti-deutscher Propaganda und einer harmloseren, besonders für Deutschland bestimmten. In der letztern sind die Bösen des Films keine Nazis, während in der erstern mehr oder weniger als selbstverständlich hingestellt wird, dass Westdeutschland voller Nazis sei, gegen die nichts unternommen würde, wenn es nicht vom Ausland her geschähe. Wir haben diese Fassung gesehen.

In Deutschland und besonders in West-Berlin gibt es nach dem Film Neo-Nazis, und deren Hauptquartier auszuhaben, ist die grosse Aufgabe englischer Geheimagenten. Zwei von ihnen sind bereits von der sehr modern arbeitenden Nazi-Bande umgebracht worden, und auch der dritte, Quiller, gerät in gefährliche Situationen, bis er endlich sein Ziel erreicht. Allerdings lässt der Schluss die Frage wohl absichtlich offen, ob die ganze Nazibande unschädlich gemacht wurde.

Es handelt sich also um einen weitern der gewohnten Spionage-Thriller, der allerdings etwas höhere Ansprüche zu befriedigen vermag als der Durchschnitt dieser Gattung. Zwar liegt dies nicht am Ablauf der Geschichte, die die üblichen Unwahrscheinlichkeiten enthält, sondern an der Spannung der verschiedenen Charaktere, die hier eingesetzt wurden. Es bildet gewiss keine kleine Ueberraschung, dass der ehemalige, schwedische Christusdarsteller Max v. Sydow (der auch die Hauptrolle in dem von der Interfilm preisgekrönten schwedischen Kurzfilm in Oberhausen spielt), hier ausgezeichnet als verschlagener Nazi-Häuptling erscheint. Im Gegensatz dazu spielt Alec Guinness einen wunderbar geschäftsmässig-knappen Chef des britischen Geheimdienstes, und auch die andern Rollen sind ausgezeichnet besetzt. Der Film ist nicht frei von Gewalttätigkeiten, doch wird nicht immer gleich geschossen, sondern auch ein wenig Intelligenz gezeigt. Die politische Tendenz ist zwar spürbar, doch tritt sie hinter der Absicht blosser Unterhaltung stark zurück.

Die Gräfin von Hongkong

(A countess from Hongkong)

Produktion: USA 1966

Regie: Charlie Chaplin

Besetzung: Sophia Loren, Marlon Brando, Sydney

Chaplin

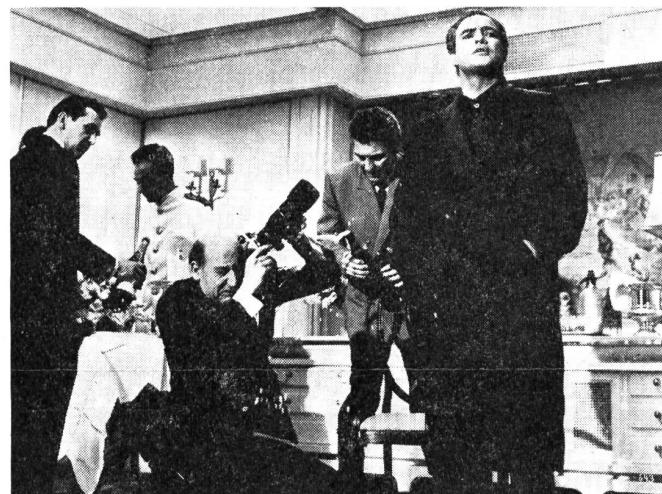
Verleih: Universal

FH. Chaplins neuester Film ist ein weiterer Beweis dafür, dass er mit dem Tonfilm nicht zu Rank kommt. Sein Reich, in dem er unsterbliche Werke geschaffen hat, ist die stumme Pantomime. Er hatte einst selbst diese Einsicht, als er erklärte, er verachte den Ton, welcher der Tod des echten Films sei. Dass er jetzt sogar die Musik zum Film selbst schrieb, macht die Sache nicht besser.

Der amerikanische Öl-Millionär und Diplomat Brando muss entdecken, dass sich ein Mädchen von zweifelhaftem Ruf in einem Kleiderkasten seiner Schiffskabine ver-

steckt hat, als das Schiff sich bereits auf hoher See befindet. Sie will auf diese Weise als blinder Passagier nach Amerika kommen. Nach einigem Besinnen und Ueberwindung etlicher Hemmungen hilft er ihr, und da es sich nach Chaplins Ansicht um eine «romantische Komödie» handelt, wird er sie nach Beseitigung der in solchen Fällen gewohnten Hindernisse und Komplikationen nach Ablauf der üblichen Filmdauer auch heiraten, wobei er sogar seine Laufbahn opfert.

Der Stoff grenzt an Kolportage, und Chaplins Gestaltung vermag ihn keineswegs zu veredeln. Deutlich sind noch Reste der alten Pantomime erkennbar, etwa wenn die beiden Hauptbeteiligten bei jedem Klopfen — und es klopft häufig — zusammenfahren und wild nach einem Versteck suchen. Die übrigen Scherze, das Bett auf dem Sofa, das Herumstreichen des Mädchens in einem viel zu weiten Männerpyjama, die Beschaffung von Kleidern mit einer



Marlon Brando napoleonisch in einer Schwankszene in Chaplins Film «Die Gräfin von Hongkong».

viel zu grossen Nummer, das alles und manches andere war schon in Dutzenden von kleinen Filmen zu sehen. Nur ganz entfernt könnte vielleicht das etwas sentimentale Mitleid mit dem zwar zweifelhaften, aber im Grund gutartigen Mädchen, versteckt hinter Komik, an den grossen Chaplin von einst erinnern. Doch wird das durch die konventionelle Gestaltung kaum spürbar.

Verschlechtert wird die Situation noch durch die Besetzung. Brando eignet sich in keiner Weise für diese Rolle; er ist alles andere als ein Komiker. Selbst der beste Witz verwandelt sich bei ihm in ein Grochsen, während gerade der Chaplinsche Witz schlagfertige Leichtigkeit und blitzartige Reaktion erfordert. Besser ist Sofia Loren, aber auch bei all ihrer professionellen Gewandtheit macht sie manchmal einen unsicheren Eindruck, wie wenn sie sich nicht immer wohl in ihrer Haut fühlte. Manchmal wirken beide schlechthin unecht, besonders zu Beginn. Das dürfte aber die Folge von Chaplins Arbeitsmethode sein, der den Beiden jede Szene genau vorspielte und keine Abweichungen duldet. Jede Spontanität, Inspiration und natürliche Haltung wurde dadurch ersticken.

Wer Chaplins grosse Filme kennt, hätte ihm gerne Erfolg gewünscht. Aber auch der beste, gute Wille musste in diesen zwei Stunden voller falscher Töne und verstaubter Scherze entschwinden.

KURZBESPRECHUNGEN

Das Vermächtnis des Inka

Produktion: Deutschland 1965

Regie: Georg Marischka

Besetzung: Guy Madison, Walter Giller, Heinz Erhardt, Chris Howald

Verleih: Monopol-Pathé

CS. Hoch oben in den peruanischen Anden, inmitten einer grandiosen Landschaft, liegt über der Urubamba-Schlucht, in der ein Nebenfluss des Amazonas rauscht, die alte Festungsstadt der Inka, Machu Pichu, deren Zyklopenmauern ein wunderbares Beispiel frühzeitlicher Architektur sind. Und in diese einzigartige Umwelt hat nun Georg Marischka die Verfilmung von Karl Mays Knüller gleichen Titels «angesiedelt». Der Gegensatz zwischen Landschaft und Architektur einerseits und der Revolvergeschichte und der auf Inka kostümierten Darsteller mit dem Makulatur redenden Oberpriester usw. andererseits ist derart schreiend, dass sich jeder Kommentar erübriggt... Guy Madison als «Vater der Jaguare» wirkt als Karl Mays Traumgestalt, der ehern ehrliche Deutsche, der keinen Tropf auf sich sitzen lässt. Er ist es, der alle Schufte entlarvt, den Schatz der Inkas auch diesmal rettet, selbst über die Leiche des letzten Inkafürsten hinweg. Eigenartig mutet das Treiben der drei Darsteller Walter Giller, Heinz Ehrhardt und Chris Howald an, die ständig humoristisch zu sein haben, was einfach nicht gelingen will. Im übrigen setzt sich hier bruchlos die Tradition deutscher Karl-May-Verfilmungen fort.

Schwarzer Markt der Liebe

Produktion: Deutschland, 1966

Regie: Ernst Hofbauer

Besetzung: Uta Levka, Karin Field, Astrid Frank

Verleih: Domino

FH. Jahrmarktsbudenfilm über den Mädchenhandel in der für diese Kategorie primitiven Form. Gewaltakte, Rauschgifte, Mord, alle altgewohnten Clichés werden verwendet, untermischt mit billigen Sentimentalitäten und dem üblichen «moralischen» Ende, mit dem der trübe Brei, nachdem man zwei Stunden lang das Volk damit aufstachelte, als unmoralisch erklärt wird. Es ist das alte Schaubuden-Geschäft für geistig Unbemittelte, wie es leider wieder um sich greift. Keine neue Nuance, kein neuer Einfall wird irgendwie sichtbar, alles ist blosse Spekulation auf ordinärste Zweideutigkeit.

Corrigenda zur letzten Nummer

Durch ein bedauerliches, drucktechnisches Versehen sind in der letzten Nummer auf Seite 98 zwei Zeilen von der ersten in die zweite Spalte geraten. Die Zeilen 3 und 4 von unten in der 2. Spalte in der Kritik «Hergestellt in Italien» «... dienen sie durch ihre Eigenwilligkeit und als Diskussionsstoff die Beachtung aller Filmfreunde». gehören an den Schluss der Kritik «Feuerpferde» in der 1. Spalte. Der letzte Satz dieser Kritik heisst somit:

«Dagegen verdienen sie durch ihre Eigenwilligkeit und als Diskussionsstoff die Beachtung aller Filmfreunde».

Wir bitten sehr um Entschuldigung.

Diese Besprechungen können auch auf Halbkarton separat bezogen werden. Abonnementszuschlag Fr. 4.—, vierteljährlicher Versand. Bestellungen mit Postkarte bei der Redaktion.

Grieche sucht Griechin

Produktion: Deutschland, 1966 — Regie: Rolf Thiele — Besetzung: Heinz Rühmann, Irina Demick, Hannes Messmer, Hanne Wieder, Charles Regnier, Leonhard Steckel — Verleih: Elite

Verfilmung von Dürrenmatts Satire von einem einsamen, zu uns verschlagenen griechischen Buchhalter, der sich nach Liebe sehnt und dabei an eine stadtbekannte Kurtisane gerät, wobei trotzdem alles gut ausgeht. Dank Dürrenmatt etwas hintergründiger als sonstige Thiele-Filme, jedoch reicht es trotzdem nur zu einer Bebildung. Als solche unterhal tend, kann aber die Bekanntschaft mit dem Original nicht ersetzen.

Der Colt ist das Gesetz

(Gunpoint)

Produktion: USA, 1966 — Regie: Earl Bellamy — Besetzung: Audie Murphy, Warren Stevens, Joan Staley — Verleih: Universal

Sehr brutaler Durchschnittswestern, zwar spannend, aber mit einfältigen Dialogen um den Kampf eines Sheriffs gegen eine Bankräuberbande.

Eine Million Jahre vor unserer Zeit

(One Million years B.C.)

Produktion: England, 1966 — Regie: Don Chaffey — Besetzung: John Richardson, Raquel Welch, Robert Brown — Verleih: Fox-Films

Unwissenschaftliche Vorzeit-Phantasie aus der Saurier-Zeit (die vor 100 Millionen Jahren schon vorbei war) von zwei urweltlichen Stämmen und ihren Kämpfen und Liebesverwicklungen, mit dem Schlusseffekt eines Vulkan-Ausbruchs. Primitiv und überflüssig.

Cowboy-Melodie

(Tickle me)

Produktion: USA, 1966 — Regie: Norman Taurog — Besetzung: Elvis Presley, Joycelyn Lane, Julie Adams — Verleih: Viva

Konventionelles Schlager-Musical um Elvis Presley mit einigen witzigen Sequenzen, jedoch primitiver Handlung.

Was hast Du denn im Kriege gemacht, Daddy?

(What did you do in the war, Daddy?)

Produktion: USA, 1966 — Regie: Blake Edwards — Besetzung James Coburn, Dick Shawn, Sergio Fantoni — Verleih: Unartisco

Verulkung des Krieges auf Sizilien, indem der Kampf auf unblutige Weise mit Weinfesten, Verkleidungen, Kalauern und List, bei Kartenspiel und Tanz ausgefochten wird. Die Verharmlosung des Krieges wird durch die übertriebene Unwahrscheinlichkeit einigermassen annehmbar gemacht, wenn auch Bedenken bleiben.

Der Herr von Cocody

(Le Gentleman de Cocody)

Produktion: Frankreich, 1965 — Regie: Christian-Jacque — Besetzung: Jean Marais, Liselotte Pulver — Verleih: Impérial

Unterhaltungsfilm über die Kämpfe von Gangstern in Afrika ohne Aussage. Nicht ohne Humor und gut gemacht.
Ausführliche Kritik FuR. 18. Jahrgang, Nr. 1

Klang der Musik

(The sound of music)

Produktion: USA, 1965 — Regie: R. Wise — Besetzung: Julie Andrews, Rich Hayd, Christ. Plummer — Verleih: Star-Films

Rührseliges Operetten-Musical über die Salzburger Emigranten-Familie Trapp. Perfektionierter Kitsch. Ausführliche Kritik 18. Jahrgang, Nr. 1, Seite 1